

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 18 (1908)
Heft: 1

Artikel: Kunst und Schule
Autor: Weiss, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kunst und Schule.

Von Dr. Ernst Weiss in Basel.

Mächtig ertönt der Ruf nach künstlerischer Erziehung des Menschengeschlechtes. Schon der Blick auf das allgemeine Wohl und den Fortschritt unseres Landes müsste uns dazu bewegen, dieser Forderung auch in der Schule Rechnung zu tragen. Nun will aber unsere Schule vor allem Erziehungsschule sein, und was hat dabei denn die Kunst zu tun? Allerdings ist die Erziehung zum Kunstverständnis weder eine Erziehung zur Willensstärke, noch eine besondere Art der Verstandesbildung, noch auch ein Abrichten zu äusserer Geschicklichkeit. Kunstanschauung ist in erster Linie Genuss, und deshalb sollte auch die Erziehung dazu in erster Linie Genuss sein, und sie wird auch zum Genuss für den Lehrer sowohl, wie für den Schüler. Die wahre Kunst kann uns in vielen Dingen zur Erkenntnis führen und bildet den genussreichsten Weg dahin, weshalb uns der Lateiner zuruft: Pulchritudine veritas, d. i. durch Schönheit zur Wahrheit, und Schiller sagt in den „Künstlern“:

„Nur durch das Morgentor des Schönen
Dringst du in der Erkenntnis Land!“

In allen Menschen lebt der Trieb zum Kunstgenuss; denn Kunst bietet Stimmung, und der Trieb nach Stimmung und Erregung des Gemütes ist der stärkste in der menschlichen Seele. Die Beobachtung des täglichen Lebens beweist uns dies zur Genüge; denn auch unserer Berufsarbeit suchen wir Freude, Hoffnung, Spannung und Befriedigung abzugewinnen, und demjenigen, der dies alles überhaupt nicht mehr zu empfinden vermag, dem lesen wir die „vertrocknete Seele“ am Gesichte ab:

Es gibt aber eine Menge Anschauungen und Gefühle, und somit Stimmungsnuancen, die der moderne Kulturmensch nicht mehr direkt erleben kann, weil ihm der erregende Gegenstand unzugänglich ist. Da tritt nun die Kunst in die Lücke und bringt die willkommene Ergänzung unseres unvollkommenen Daseins.

„Ernst ist das Leben,
Heiter sei die Kunst!“

Sie ist für uns das einzige Mittel, das, was Natur und Wirklichkeit uns versagt haben, wenigstens im Spiele der Phantasie zu erleben und darum auch der einzige Weg, auf dem wir uns der harmonischen Ausbildung unserer Kräfte, jenem Sichausleben des ganzen Menschen, wie es das humane Bildungsideal fordert, wenigstens einigermaßen nähern können. Es hat deshalb jeder Mensch ein Recht auf Kunstgenuss, also auch auf Kunsterziehung. Merkwürdig berührt, dass gerade diese demokratische Wahrheit unserer Republik vom monarchischen Deutschland nahegelegt werden muss.

Wir wollen nicht Künstler erziehen; aber unser Bestes wollen wir tun, um es allen Gliedern unseres Volkes zu ermöglichen, sich die vielen Kräfte und den Lebenszauber, den das weite Reich der Farbenharmonie und Formenschönheit in sich fasst, zu erschliessen. Keines unserer anderen Ideale soll dabei in den Hintergrund gedrängt werden; wohl aber werden diese alle durch die reinigende Durchdringung des Volkslebens mit künstlerischen Werten in der Seele des Volkes selber zu festerer Gestaltung und neuem Leben gelangen. Die Kunst erhöht und veredelt die Freude am Leben und bildet darum gerade für den Proletarier ein wichtiges, sozial ausgleichendes Moment.

Ein arger Krebschaden, an dem unser Volksleben leidet, und der es zerrüttet, ist die Freude am falschen Schein und Luxus, und damit auch an der Unwahrheit, weil man mehr scheinen will, als man ist, und vornehm, wo man es nicht ist. Die Mehrzahl des Volkes hat am eiteln Tand und Flitterzeug, wenn dieses schon ästhetisch und oft auch moralisch hässlich ist, oft mehr Freude, als am einfach Schönen. Wir haben aber keinen Grund, ihm dies zu verübeln; denn wo wird ihm Gelegenheit geboten, seinen Geschmack so zu bilden, dass ihm das Unschöne und Protzige nach und nach gar nicht mehr gefällt? Die illustrierten Postkarten sind heutzutage die beliebteste, verbreitetste Art der bildlichen Darstellung. Und was für Verwerfliches wird nicht darin unserem Volke dargeboten! Was nicht direkt sittlich anstössig ist, es mag noch so hässlich und unanständig sein, das darf der Händler aller Welt als preiswerte Ware ausstellen und verkaufen. Dem armen Marktweib konfisziert der Polizist seinen Korb voll Ware um einiger unreifer Zwetschgen willen; aber solche Produkte, die die Augen von tausenden von Vorübergehenden verbilden und ihren Sinn verunreinigen, die geniessen den Schutz der öffentlichen Ordnung.

Auf der vergangenen Messe hörte ich einen Marktschreier, der seinen

Goldstaub anpries, ausrufen: „Der schönste Gegenstand in einer Haushaltung ist der vergoldete!“ Und da kamen die Leute in Haufen und kauften diesen Tand, um ihre altehrwürdigen Geräte zu Hause mit einem unechten Schein zu umgeben und in Flitterzeug zu verwandeln. — Und wie im engen Kreis der Familie, so wird's gar oft auch im öffentlichen Leben in Dorf und Stadt gehalten mit alten malerischen Brunnenstöcken, mit heimeligen Fachwerkbauten, mit würdigen Balkendecken, die Kaltem, Unechtem und protzenhaft Überladenem Platz machen müssen. (S. das Buch „Augen auf“ v. Fatio, Genf.)

Wohl dürfen wir behaupten, dass in unserem Volke der Sinn für Einfachheit und schlichte Schönheit nicht erloschen ist und nur des guten Wegweisers harret. Der beste Beweis hiefür ist die äusserst rege Beteiligung an der Ausstellung und dem Verkauf von künstlerischem Wandschmuck, den die Schweiz. Gemeinnütz. Gesellschaft und der Verein für populäre Kunstpflege in Basel organisiert haben.

Der Leser ist gewiss darin mit mir einverstanden, dass der Grad unserer künstlerischen Volkserziehung weit — weit zurückbleibt hinter der Bedeutung, welche die Kunst in unserem Volksleben beanspruchen darf und muss. Ist nicht die Kunst der Gradmesser der Kultur eines Volkes? Und wer trägt unsere Kultur und vermittelt sie den kommenden Generationen? Wer anders, als die Schule. Uns Lehrern gehört die Jugend; wir sollen sie der Zukunft und ihren Idealen entgegenführen. Wir stehen zwischen der Kunst und dem Volke; in uns müssen die Ideen eines gesunden künstlerischen Geschmackes Gestalt gewinnen und von uns aus als gangbare Münze unter die Jugend und das Volk gebracht werden.

Nun drängt sich uns allerdings die schwerwiegende Frage auf: Sind wir dieser Aufgabe gewachsen? Wir dürfen hier, ohne uns im geringsten etwas zu vergeben, ein aufrichtiges Nein bekennen; denn wo hätte man uns etwa dazu ausgerüstet? Etwa im Seminar? — Auf diese Frage werde ich später noch zurückkommen.

Wer je das Glück hatte, mit dem ewig jungen Baume der bildenden Kunst und seinen Früchten bekannt und vertraut zu werden, der hat es leider — gewiss nicht der Schule, dank ihrem Lehrplan, vielleicht einem Lehrer oder irgend einer Persönlichkeit zu verdanken, die ihm in dieser Richtung hin ein Stimulus gewesen ist. Sei dem nun, wie ihm wolle; davon darf Sein oder Nichtsein der künstlerischen Erziehung nicht abhängen, sondern wir haben eben auch darin, wie in anderen Dingen das nachzuholen, was an uns versäumt worden ist.

Vor allem wollen wir über das Ziel klar sein, das sich die Schule zu stellen hat. Also nicht Künstler, Kunsthistoriker und Kunstkritiker wollen wir heranbilden, auf keiner Stufe ein neues Fach einführen, wohl aber ein neues Prinzip, das alles durchdringt; nicht mit mehr Wissen unsere Schüler ausstopfen; aber ihnen künstlerische Bildung vermitteln in der Art, wie man sie z. B. in Geographie, Geschichte und Literatur von jedem auch nur einigermaßen gebildeten Menschen verlangt; — sie zur Genussfähigkeit erziehen und im Auffassen der Kunstwerke so weit sie fördern, dass sie den einmal betretenen Weg, diese schönsten Früchte menschlichen Könnens in sich aufzunehmen, nicht nur weiterzugehen wünschen, sondern, dass sie ihn auch weiterzugehen vermögen; die Lieblingstätigkeit von Klein und Gross, das Beschauen von Bildern, in die richtigen Bahnen lenken, so dass sie das Schöne erkennen und geniessen und das Hässliche davon scheiden und es verabscheuen lernen.

Haben wir diese Ziele zum Teil nicht schon lange verfolgt? Ja und nein! Gelegentlich wohl, aber planmässig in keinem Falle; dazu fehlten uns bis heute überhaupt sehr wesentliche Mittel, die erst die reife Bewegung gezeitigt hat. Aber wir alle haben in der Schule schon künstlerisch gewirkt; denn jede Lehrstunde, die der starke Ausdruck unserer Persönlichkeit ist, da wir z. B. eine trockene geographische Beschreibung zu einer lebensvollen Schilderung umgestalten, ist ein Kunstwerk. Das gleiche dürfen wir überhaupt von jeder Stunde sagen, welche im Kinde schöpferische, gestaltende Kräfte weckt. Um dieser Forderung mehr gerecht zu werden, „müssten“, sagt Scharrelmann in seinem „herzhaften Unterricht“, „neue Stoffe, neue Unterrichtsformen gefunden werden. Wer unter uns leistet sich überhaupt den Luxus, im Unterricht eigene Wege zu verfolgen? Alle Welt ist in die Idee verrannt, die Schule sei ein kostbarer Organismus, der durch die kleinste Abweichung vom Althergebrachten tödlich infiziert werde. Nichts ist falscher, als dieser Glaube; er ist unserer pädagogischen Entwicklung verhängnisvoll geworden. Dem vorgeblichen Schulorganismus wird alles Leben geopfert; immer mehr wird die Persönlichkeit geknechtet zu gunsten der kalten Sachlichkeit, der saft- und kraftlosen allgemeinen Pädagogik.“ So weit Scharrelmann. Ein Beispiel aus vielen genüge zur Illustrierung des oben Gesagten: Ich bespreche mit einer Klasse den Aufsatz: „Der Herbst als Färber“. Was bleibt mir anderes übrig, als es im dumpfen Zimmer zu tun; denn eine Stunde genügt nicht zum Gang nach dem nächsten Walde. Draussen aber sucht sich die Sonne einen Weg durch den leichten Nebel und gelangt an den weissen Stamm einer Birke, auf dem sie die herrlichsten Lichter und

Reflexe hervorzaubert. Und über die zitternden leuchtend-gelben Blätter der Birke hinweg breitet eine kräftige Buche ihr üppig-rotes Laubdach aus, während im Hintergrunde eine malerisch gegliederte Föhre in dunkeln, schwermutsvollen Tönen das farbenreiche Bild abschliesst. Und wir preisen, inmitten der öden, getünchten Wände, den „Herbst als Färber“.

Bei solchen Gedanken steht mir jedesmal das Bild einer Schule in der Hyazinthenstadt Haarlem vor Augen, wo als höchstes Gesetz die freie Entfaltung der kindlichen Schaffenskraft gilt und auch befolgt wird. Was an Schulstoff dem kindlichen Gestaltungsvermögen zugänglich ist, das wird dort vom Schüler selbst nachgebildet, sei es nun aus Plastilin *), einer leicht formbaren Masse, sei es aus Seife, Lehm, Holz oder Papier.

Ob man vom Markt von Haarlem oder von den Dünen, vom Lauf des Rheines oder von der Nordsee spreche, alles wird nach der Anschauung vom Kinde selbst in einem dieser Stoffe nachgebildet, ja, das Relief, sowie die Karte des Landes verfertigt der Lehrer mit den Schülern selbst. In gleicher Weise werden auch die anderen realistischen Disziplinen behandelt.

Da herrscht ein reges, freudiges Schaffen und Treiben; da glänzen die Augen der Kinder von jenem Stolz und der Befriedigung, die uns eben nur überkommt, wenn wir bei unserer Arbeit ein Maximum von Können und Kräften zur freien, vollen Entfaltung haben bringen dürfen. Jedesmal, wenn ich an jene Haarlemer Schule zurückdenke, beschleicht mich ein leises Weh, und es wird mir so voll und ganz bewusst, wie weit unsere Schule noch von diesem hohen Ziele entfernt ist. Deutschland hat die Bedeutung dieser Methode schon längst eingesehen und schickt seine Lehrer zum Studium derselben nach Haarlem, und schon sind in Leipzig und Danzig Schulen gleicher Art eingerichtet worden. Ihr Lehrgang besteht: im sinnlichen Auffassen des Körpers, im eigenen Verkörpern und Formen der gewonnenen Vorstellungen, in ihrer Darstellung auf der Fläche durch Zeichnung und endlich in der sprachlichen Darstellung. Erst, wenn der Schüler am eigenen Bilde gelernt hat, den weiten und schweren Sprung vom Körper auf die Flächendarstellung voll und ganz zu verstehen, kann er auch das Bild in seiner Raumperspektive erfassen.

Durch kein anderes Lehrverfahren wird dem künstlerischen Verständnis so trefflich vorgearbeitet; denn drei Vorbedingungen desselben gelangen

*) Ein trefflicher Aufsatz mit Bildern über das Formen mit Plastilin findet sich im Februarheft 1906 der „Neuen Bahnen“. Eine gute Bezugsquelle für diesen Stoff ist die Fabrik chemischer Produkte von Dr. F. Wilhelmi in Leipzig-Reudnitz.

dabei zu ihrem vollen Rechte, nämlich: eine tiefgehende Entwicklung der Anschauung, die Schärfung des Formgedächtnisses und die Ausbildung der Illusionsfähigkeit. Gerade dadurch lernt der Schüler wahr sehen. Dass der gewöhnliche Anschauungsunterricht dies nicht lehrt, beweist die ungeheure Schwierigkeit, welche den meisten das perspektivische Zeichnen bereitet. Der Schüler zeichnet den Ofen mit allen vier Seiten und will gar nicht glauben, dass er selbst nur zwei sieht. Und dass gar jene braunlackierte Tischplatte (bei gewisser Beleuchtung) vollkommen weiss erscheine, wird er mit Entrüstung bestreiten. Was hindert ihn denn daran, seine Augen offen zu halten und richtig zu sehen? Das schulmässige Wissen, die verderbenbringende Buchwisserei! In der Schule hat er über dem Lernen das Sehen verlernt, und unsere Unterrichtsmethode hat sein Auge verkümmert und blöde gemacht. Das Sehvermögen ist abgestumpft, matt und schwach, und nur starke Reize, nur Neues, nur Ausserordentliches macht ihm noch Eindruck.

Da hat die Schule eine schwere Schuld auf sich. An wie viel Millionen Augen hat sie sich schon in dieser Weise versündigt! Man ist sich dieser Schuld heutzutage bewusst; aber man geht drüber hinweg, trägt nicht schwer daran und „schulmeistert im alten Stiefel fort“. Wann kommen da die notwendigen Reformen? Lesen, Lernen und Schreiben sind unsere bevorzugtesten Unterrichtsmittel. Dabei müssen wir den plastischen Sinn, das Formgefühl und das Farbenurteil einbüssen. „Diese letzteren aber“, sagt der Wiener Mineraloge Tschermak, „gelten nicht nur für den Jünger der Naturwissenschaften und der Medizin als unentbehrliche Mittel der Auffassung; auch der künftige Jurist, Philologe und Historiker bedürfen der Ausbildung jener Fähigkeiten, wenn sie imstande sein sollen, die sinnliche Welt künftig nicht bloss im Spiegel der Autoren zu betrachten, sondern auch die Eindrücke der körperlichen Erscheinungen selbständig zu beurteilen, und das Kunstleben, von welchem sie alle berührt werden sollen, hinreichend zu würdigen.“

Jede künstlerische Tätigkeit ist durch die Ausbildung unseres Gesichtssinnes bedingt. Die Geschichte der Kunst ist die Geschichte des Sehens. Wenn uns mein verehrter Lehrer, Hr. Professor Wölfflin, je- weilen von der Persönlichkeit Böcklins erzählte, dann sprach er vor allem von dessen durchdringendem Künstlerauge, das alles, was ihm gegenübertrat, in gewaltigem Zuge in sich aufnahm. Das Auge ist's, was den Künstler vor allem vom Durchschnittsmenschen unterscheidet, erst in zweiter Linie die Technik. Wir begnügen uns so leicht mit dem rein physiologischen Vorgang des Sehens, dem Beachten und Fixieren eines Gegenstandes, und wir werden durch die zerstreue Wirkung der

Aussenwelt mit ihren zahllosen, einander verdrängenden Eindrücken, welche eine scharfe Auffassung der Form ungemein erschwert, eigentlich dazu erzogen. Nicht nur Kinder, sondern auch grosse Leute, welche seit fünf bis zehn Jahren täglich viermal am Fischmarktbrunnen passieren, vermöchten mir nicht einmal die einfachsten Angaben über dessen Architektur und Plastik zu machen. Schülerinnen aus unseren Oberklassen, welche seit fünf Jahren im Schulhaus aus- und eingehen, hatten noch nie bemerkt, dass dessen Fassade mit Säulen geschmückt ist.

Konrad Lange sagt darum mit Recht in seiner „künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend“: „Man kann sagen, dass, je höher die Stufe der Kultur ist, die ein Volk einnimmt, je zahlreicher und mannigfaltiger die Eindrücke sind, die auf das Kind wirken, um so grösser die Notwendigkeit wird, durch bewusste Erziehung die Aufmerksamkeit zu vermehren, die Fähigkeit der Konzentration zu stärken“. Wir müssen also sehen lernen und zwar an der Natur. A. a. O. sagt Lange: „Ohne Kenntnis der Natur und des menschlichen Gefühlslebens, das man in diesem Sinne auch zur Natur rechnen kann, ist keine Kunst und kein Kunstgenuss möglich. Ohne dass der Mensch zahllose und zwar deutliche und scharf individualisierte Erinnerungsbilder der Natur hat, ohne dass er möglichst viel Naturgegenstände nach Form und Farbe kennt, von den Tönen und Bewegungen der Menschen und Tiere eine klare Vorstellung hat, kann er weder Kunst schaffen, noch Kunst geniessen. Wer das Gemälde eines Baumes verstehen will, muss wissen, wie ein wirklicher Baum aussieht, nicht nur seiner Form, sondern auch seiner Farbe nach, nicht nur in einer bestimmten Beleuchtung, zu einer bestimmten Jahres- und Tageszeit, sondern unter den allerverschiedensten äusseren Bedingungen. Wer z. B. nicht selbst beobachtet hat, dass sich in der Natur die Farbe der Schatten je nach dem Stande der Sonne verändert, z. B. abends unter gewissen Bedingungen vollkommen blau oder violett wird, der kann natürlich eine moderne, koloristisch empfundene Landschaft, die diese Erscheinung zeigt, nicht geniessen (siehe „Abendrot“ von Kampmann). Ebenso kann nur der die organische Schönheit einer architektonischen oder kunsthandwerklichen Schöpfung richtig würdigen, der aus oft wiederholter und intensiver Anschauung der Natur ein lebendiges Gefühl für organisches Wachstum, für die Möglichkeiten des pflanzlichen und animalischen Lebens hat. Er muss wissen, wie ein Baum wächst wie die Äste am Stamme ansetzen, wie sie sich verzweigen, wie ein Blatt eine Blume, ein Stengel gestaltet ist. Kurz und gut, jeder Weg zur Kunst geht durch die Natur“.

Drum wohl dem, dem schon in seiner Jugend ein solch inniger,

reger Verkehr mit der Natur nahegelegt wurde. Wie erinnere ich mich noch mit Freuden meiner ersten Heimat und der herrlichen Bilder, die sie unauslöschlich mir eingeprägt hat: der vom jähen Falknis herunterdonnernden Lawinen, des mächtigen Domes der wild durchschäumten Pfäferser Schlucht, der im sonnigen Golde des Morgens erglänzenden Ruine Wartenstein und des vom Abendgolde umflossenen Schlosses Freudenberg, der einsam stillen Waldkapelle mit den blendendweissen Mauern inmitten des dunkeln Waldes, der malerischen Winkel und lauschigen Plätzchen im Parke, der vom wilden Föhn gebeugten Buchen, der dunkeldüstern Föhren und der zierlich geästeten Birken, der weidenden Kühe und ätzenden Kälber, und nicht zuletzt jener gedrängten Gestalten der kraftvollen Valenser mit ihren dunkelglühenden Augen, den wulstigen Lippen und den rabenschwarzen, krausen Haaren.

Im Naturgenuss kommen unsere Stadtkinder grossenteils zu kurz, nicht, dass es innert den Mauern und um sie herum an Gelegenheit fehlte; aber sie bleibt so oft unbeachtet. Wer hätte z. B. sich nicht schon erfreut und sein Auge belebt an jenem in Farben und Linien gleich harmonischen Bilde, das sich uns darbietet, wenn wir von der Mitte unserer Eisenbahnbrücke aus rheinaufwärts schauen. Ob wir's im Frühling oder Herbst, vom Morgennebel verschleiert oder in der Abendsonne blutigem Rot betrachten, immer geben sie ein stimmungsvolles Gesamtbild, diese einschmeichelnden Konturen des Dinkelberges, das Grün oder Rot seiner Wälder mit den weissen Häusern von Hörnli davor, das blaue Band des Stromes eingerahmt von den jungen, buschigen Sträuchern — und nun über all dieses ausgegossen entweder die reine Luft des erwachenden Lenzes, durchsetzt mit den Dämpfen, die der tauenden Erde entsteigen, oder der glutströmende Äther eines Sommernachmittages, oder der blaue Dunst eines herbstlichen Abends, der alles in seinen duftigen Schleier einhüllt, oder der glänzend klare Schein eines winterlichen Mittags, der dem suchenden Auge die weitesten Fernen erschliesst.

Gerade das intensive Beobachten des Einflusses der Luft und der Beleuchtung eines Wesens oder einer Landschaft ist für die Erziehung unseres Auges zum künstlerischen Sehen von grosser Bedeutung, ja — unerlässlich.

Wir dürfen aber dem Kinde ja nicht zumuten, dass es an einem Landschaftsbild grosse Freude empfinde, ja sogar schon dessen Stimmungsgehalt zu erfassen vermöchte. Die Landschaft und damit auch ihr Abbild hat lyrischen Charakter; die Lyrik aber steht dem Kinde immer ferner,

als das episch Erzählende, d. h. in der Natur und Malerei das Figürliche in Bewegung. Goethe bittet eine angehende Künstlerin „inständig“, sich nur an das Bewegte, Tätige, Kräftige und Wirksame zu halten. „Heften Sie Ihre Augen“, schreibt er, „auf solche Handwerker, welche kräftige, tüchtige Bewegungen nachzubilden, Anlass haben; den Schmiedmeister, der mit seinen Gesellen um den Amboss her wirkend das Eisen bändigt. Lauern Sie ihm, wie andern, das Charakteristische seines Geschäfts ab. Sind Sie zu ruhigen Betrachtungen geneigt, so sehen Sie auf dem Markte Verkäufern und Käufern zu; dort werden einem lebendig aufmerksamen geistreichen Blick die anmutigsten Motive sich entdecken.“

Die Schule kann durch Wort und Tat viel dazu beitragen, dass der künstlerische Sinn des Kindes an der Natur, dem wichtigsten Wege zur Kunst gebildet werde. Der Zeichenunterricht hat hier, obwohl er nur ein kleines Glied in der Kette der täglichen Beschäftigung des Schülers bildet, eine vornehme Aufgabe. (Die Darlegung desselben bildet jedoch ein Thema für sich.) Der beste Weg für die Schule aber zum Ziele sei, wie sich der bekannte Professor Lichtwark in Hamburg mir gegenüber in einer Unterredung äusserte, die Blumenpflege in den Schulen. Unsere Gesimse sollten Platz für Blumentöpfe bieten, unsere Schulhöfe sollten nicht so öde und kahl wie Steinwüsten, sondern freundlich und einladend wie ein Garten aussehen. In Barmen hat sich der Verkehrsverein sogar dieser Frage als eines wichtigen Faktors der Verschönerung der Stadt angenommen und zum Preise von fünf bis zwanzig Pfennige Blumenstöcklein an die Kinder der Volksschule abgegeben, um sie zu ermuntern, ihre Fenster zu Hause damit zu schmücken. Mittels einer Broschüre wurden die Leute über das Notwendigste unterrichtet. Nach geraumer Zeit schritt man dann zur Beurteilung der so geschmückten Hausfassaden und verteilte ansehnliche Prämien. So weit sind wir in der Schweiz noch nicht. Aber es fehlt uns nicht an Gelegenheit, auch in dieser Richtung etwas zu tun. Die Sträusschen, die man uns etwa bringt, leisten gute Dienste zur Pflege des künstlerischen Sinnes der Jugend. Dazu bedürfen wir allerdings einigermaßen passender Vasen, also nicht solch geschmackloser Ware aus blauem, gelbem oder rosarotem Glas von der „Hüniger Chilbi“, wie sie „gäng und gäbe“ sind. Da sind die Hamburger allerdings besser dran, als wir. Auf eine Empfehlung von Professor Lichtwark hin wurde ich dort in das Haus einer vornehmen Dame eingeführt, welche es sich zur Aufgabe macht, junge Künstler mit Entwürfen für einfache, geschmackvolle Vasen zu beschäftigen; diese gibt sie dann zu billigen Preisen (sechzig Pfennig bis drei Mark) an die Schulen ab. Sie erklärte sich bereit, solche auch nach der Schweiz unter gleichen Bedingungen zu liefern.

Ich half mir dann, um doch, so viel in meinen Kräften steht, durch Blumen in der Schule das Auge zu bilden, folgendermassen: Ich kaufte mir auf dem „Frohnfasten Häfeli-Markt“ einige Krüglein, die möglichst reine Naturfarben aufwiesen, liess die in die Schule gebrachten Sträusslein dann nicht etwa tale quale hineinstellen, sondern verwendete einige Minuten darauf, den Schülerinnen zu zeigen, wie in Rücksicht auf die Farben der Blumen untereinander und besonders auch auf die Farbe der Vase ein Bouquet in edler Farbenharmonie gruppiert werden müsse, um dann mit der Vase zusammen ein malerisches Ganzes, ein Bild von abgerundeter Schönheit darzustellen. Warum sollte es sich die Schule entgehen lassen, auf diese einfache Weise den Geschmack und die Fähigkeit der Schüler zu bilden, später ihr eigenes Heim mit Verständnis und Liebe zu schmücken. Und wer wüsste nicht, welch ungemein grosse soziale Wichtigkeit diese Freude am eigenen Heim hat!

Wie wenig tut aber noch die Schule für die Ausbildung solchen Sinnes durch äussere Mittel. Hier kommt uns nun der künstlerische Wandschmuck zu Hülfe als ein hervorragendes Mittel zur Bildung des kindlichen Auges und zugleich auch des Verstandes, der Phantasie und des Herzens. David Koch schreibt darüber: „Wir bringen den grössten Teil unserer Jugend auf der Schulbank zu. Das deutsche Wesen hat nun einen elementaren Zug zur Behaglichkeit und Sinnlichkeit. Das deutsche Gemüt dürstet nach Heimatsgefühl. Jedes Schulzimmer mit vier kahlen Wänden ist ein Verbrechen an der Volksseele, ein Verbrechen am Kinde, das einst eine Stütze von Staat und Gesellschaft, ein Hüter und Priester der Volksideale werden soll.“

„Das Schulzimmer ist eine soziale Frage. Dem Kinde des hartschaffenden Vaters, der kindergesegneten, im engen Raume lebenden Mutter sollte das Schulzimmer eine zweite, ja oft eine bessere Heimstätte sein. Sonnenschein, frische Luft, freier Blick, Sauberkeit, Ordnung, Zweckmässigkeit, Zwang zu guter Sitte des Verkehrs und darüber hinaus, Traulichkeit, Sinnigkeit, Anschauung im Bilde an der Wand — das sollte der Raum sein für die gottgeweihte Arbeit der Volksschule. Diese guten äusseren Dinge enthalten ein soziales Moment der Versöhnung, dessen Tragweite wir heute noch unterschätzen.“

„Die Schule ist der erste Zusammenstoss des Weltbürgers mit dem Staate, des freien Individuums mit der Universalität eines herrschenden Organismus. Je freundlicher und wohltätiger, je väterlicher und mütterlicher das „Staatswesen“ in der Gestalt der Schule dem jungen Staatsbürger entgegentritt, der zu denken anhebt, ein um so tieferes Vertrauen wird dieser schon in der Schule zum Willen des Staates eingepflanzt erhalten.“

„Also nicht von modern-baukünstlerischen und bloss ästhetisierenden, sondern von diesen volkpsychologischen und sozialen Erwägungen aus verfechten wir ein modernes, behagliches, menschenwürdiges Schulzimmer“. Der Beweis aber, dass unsere Schulzimmer in dieser Hinsicht unbehaglich, unmodern und nicht menschenwürdig sind, ist leicht zu erbringen. Wenn wir in einen Raum eintreten oder vielleicht einen solchen bewohnen sollten, in dem wohl die nötigen Möbel stehen, darin uns aber vier öde, kahle, weiss- oder braungetünchte Wände entgegenstarren, so schaudert's uns unwillkürlich; wir verlassen ihn gerne wieder und werden uns nie danach zurücksehnen. Wohl gewöhnen sich in der Schule Lehrer und Schüler bald an diese Kahlheit — warum? Weil ihnen eben nichts anderes übrigbleibt.

Man denke sich ein Klassenzimmer als Restaurant, und nun zeige man mir den Lehrer oder irgendeinen Mann von Lebensart, der da hineinginge, um ein Glas Bier oder Wein zu trinken. Er würde schon vor der nüchternen, magern Wasserfarbe der Wände zurückschrecken. Der Raum aber, der für eine Kneipe zu kahl und öde ist, soll der tägliche Aufenthalt von dreissig bis fünfzig werdenden Menschenkindern sein, die in der Schule ihr Bestes fürs kommende Leben empfangen sollen.

Wir wollen aber nach Berücksichtigung der psychologisch-pädagogischen und sozialen Seite dieser Frage vor allem von der grossen Bedeutung des Wandschmuckes für die künstlerische Erziehung sprechen. Die Forderung nach Schulschmuck gründet sich auf die Tatsache, dass das Kind durch jene Dinge, von denen es sich täglich umgeben sieht, die seine Aufmerksamkeit reizen, und mit denen es sich darum immer wieder abgeben muss, eine stille, langsam fortschreitende Beeinflussung und Überredung erfährt. Dazu kommt als weiterer Faktor das Wort des Lehrers, der sich allerdings nie aufdrängen darf. Wenn nun die Künstler selbst diesem Mittel der Belehrung jede Berechtigung absprachen, so hatte dies seinen guten Grund darin, dass damals die Lehrerschaft selbst der Sache noch unwissend und darum oft auch feindlich gegenüberstand.

Ich möchte es nicht unterlassen, die Aussagen zweier gewichtiger Gewährsmänner für den Wert des künstlerischen Wandschmuckes hier anzuführen. Der eine ist Jakob Burckhardt, der bei Gelegenheit solcher Anschaffungen im Zürcher Gymnasium an Dr. Markwart schrieb: „Wenn doch nur überall, in Gängen, Hausfluren und Treppen der Schule eine ganz bescheidene Auswahl des Allervorzüglichsten fest hinter Glas und Rahmen angebracht wäre! In manchem müssigen Augenblick würde sich das hie und da einem frischen Auge für immer einprägen und den dauernden Abschmack gegen das Nichtige begründen.“

Wenden wir uns noch zum Altmeister Goethe. Erzählt er uns nicht, dass es ihm wie die Erfüllung einer Verheissung vorkam, als er die Kunstdenkmäler Italiens, die er im Bilde im Vorsaale seines Vaters so oft bewundert, nun in Wirklichkeit vor Augen hatte. Wäre er ohne jene Erinnerung aus der Jugend auf diesen Genuss auch vorbereitet gewesen? Er verneint es selbst, indem er sagt: „Was ich nicht als Natur ansehen, noch an die Stelle der Natur setzen, noch mit einem bekannten Gegenstand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam“. Auch auf diesem Gebiete und auch für einen Goethe gilt eben das uns allen bekannte psychologische Gesetz von der Apperzeption der Vorstellungen. Wer hätte Goethe diese edelste Freude nicht schon nachempfunden, wenn er vor der sixtinischen Madonna in Dresden oder vor der Kreuzabnahme von Rubens im Antwerpener Dom oder vor Michel Angelos gewaltigem Moses in Rom hat stehen dürfen? Ist es uns nicht in solchen Augenblicken, als ginge der schönste Traum längst entschwundener Tage in Erfüllung!

Goethe hat aber andererseits an sich auch erfahren, wie das Bild uns lehren kann, die Natur mit ganz anderen Augen zu sehen und zu verstehen. Da kehrte er einst während seines Aufenthaltes in Dresden von der Betrachtung der niederländischen Meister im Museum ins Logis zu seinem Schuhmacher zurück. Und wie merkwürdig! Wo er bis dahin einen öden Arbeitsraum gesehen, der ihn nur des Inhabers wegen interessiert hatte, da tat sich jetzt vor seinen Augen ein Bild von höchst malerischer Wirkung auf, und in der halbdunkeln Schusterwerkstätte erstund ihm eine Offenbarung von Schönheiten, die er bis dahin in der Wirklichkeit nie geahnt hatte. Die schlichten Bilder der Niederländer hatten sein Auge hiefür geschärft! Diese Art der Kunstbetrachtung war etwa nicht nur eine besondere Gabe Goethes; das haben alle, welche sich intensiv mit der Betrachtung von Kunstwerken beschäftigen, schon erfahren dürfen. Durch wahren Kunstgenuss wird also der Naturgenuss ungemein bereichert und erhöht. Ja, dass dies auch beim Kinde zutrifft, beweist ein Fall, den uns Laisching in seiner trefflichen Schrift „Kunsterziehung und Schule“ erzählt. In Brünn ist der künstlerische Wandschmuck schon lange eingeführt, und man blickt dort auf erfreuliche Erfahrungen zurück. Da schien z. B. einem Erstklässler „Der Bach im Winter“ von Franz Hoch zuerst völlig unverständlich. Dass die Erde so violett sein könne, kam dem Sechseinhalbjährigen höchst befremdlich vor, und dass diese violetten Streifen gar nicht einmal Erde, sondern weissen Schnee vorstellen sollten, wirkte nur auf seine Lachmuskeln. Nicht bloss auf die seinigen. Wie viele des reifen und überreifen Alters betrachten der-

artige Schneevisionen noch immer als willkommenen Gegenstand ihres Humors und schärfen ihren selbstgefälligen Witz daran, statt ihre Beobachtungsgabe. Anders allerdings der Knabe. Man hatte ihn belehrt, dass im Zwielight des Abends und in der Dämmerung des Morgens der Schnee wohl scheinbar solche Farbe annehmen könne, dem vorurteilsfreien Auge jedenfalls so erscheinen müsse. Darüber waren Wochen vergangen; Bild und Schnee schienen beide vergessen; zu Farbenstudien bot der milde Winter wenig Gelegenheit. Da, eines Morgens, kam der Knabe fast aufgeregt zu seinen Eltern mit der überraschenden Meldung, er habe soeben violetten Schnee gesehen. Wo hatte er ihn gefunden? Auf dem Dache des gegenüberliegenden, etwas niedrigeren Hauses hatte sich über Nacht eine dicke Schneedecke eingestellt, welche die eben aufgehende rote Wintersonne mit ihren ersten schrägen Strahlen tatsächlich violett erscheinen liess. So lange wirkte jener fremdartige Eindruck des Bildes nach. Des Knaben Freude war berechtigt; denn er hatte selbständig eine ihm neue Entdeckung gemacht. Dass er sie gegen das eigene frühere Vorurteil von der unveränderlichen Weisse des Schnees sich erobert, verdankte er freilich dem Bilde von Hoch. Es ist also ziemlich zweifellos, dass auch sehr kühne Stimmungsbilder, unbewusst betrachtet, zu bewusster Beobachtung führen.“

Das wahre Bild zeigt uns eben in einer bestimmten Hinsicht mehr, als die Natur. Es gibt uns die Natur, durch das scharfe Auge des Künstlers gesehen, ihre unbewusste, naive Schönheit in eine beabsichtigte, künstlerisch gewollte verwandelt.

Ein Zug aus dem Leben zweier Künstler, den Karl Bulcke in seinem Gedichte „Künstler“ geschickt verwertet hat, gibt uns einen schönen Beweis hiefür: Zu Franz Hals, dem grossen Haarlemer Porträtisten, kommt ein Fremder mit der dringenden Bitte, ihn zu malen. Hals willfährt, und —

„Vor dem Bilde steht der Fremde;
Reglos starren seine Augen.
„Meister, Eure Farben brennen;
Meister, Eure Linien leben,
Und in Eurem Bilde leb' ich
Glücklicher zum zweitenmale.

Meister, sprecht; ich seh' mein Antlitz
Heut' zum ersten Male wirklich;
Sprecht, wo Eure Quellen rauschen;
Nennt die Heimat Eurer Seele;
Lasst mich das Geheimnis ahnen!“

Dann legt der Fremde dem Meister die andere Bitte vor, nämlich die, auch ihn porträtieren zu dürfen. Und nun malt Anton Van Dyck, denn dies war der Fremde, den Franz Hals, und dieser steht nun vor seinem fertigen Bildnis, und —

„Reglos starren seine Augen,
Werden grösser, immer grösser;
Zitternd hebt er seine Arme;
Breitet zitternd sie dem Fremden;
Zitternd murmeln seine Lippen:
„Fremder, Grosser, Allgewalt'ger,
Woher kennst Du meine Seele?““

Die Schweiz steht leider, was die künstlerische Ausschmückung der Schulhäuser betrifft, hinter vielen grossen und kleinen Städten Deutschlands zurück. Man wird nicht wenig deprimiert, wenn man sieht, wie dort die besten Künstler in Architektur, Plastik und Malerei beim Bau der Schulhäuser für Rat und Tat herbeigezogen werden, und wie dort nicht nur das Baudepartement daran arbeitet, sondern, wie da und dort eine hingebende Künstlernatur in liebevoller Weise sich hineinversteht und dabei ihr Bestes gegeben hat.

Unsere Aulen und auch einige Schulhäuser unseres Landes machen in dieser Beziehung im ganzen eine löbliche Ausnahme. Das reich illustrierte Buch von Fedor Lindemann, „Das künstlerisch gestaltete Schulhaus“ gibt hierin einige treffliche Winke.

Nachdem in mehreren Städten der Schweiz Obere Schulen mit Wandschmuck versehen worden sind, ist Basel mit dem Neubau der Oberen Töcherschule dem Beispiele gefolgt. Dabei sind alle in Frage kommenden Errungenschaften der modernen Reproduktionstechnik berücksichtigt worden. Natürlich muss der Wandschmuck je nach der Schulstufe streng gesichtet werden.

Von der Kunst und ihrem hohen Werte für Schule und Erziehung haben wir nun gesprochen. Wer aber führt die Jugend in diesen „schönen Garten mit prächtigen und blumenreichen Wiesen, mit plätschernden Brunnen, klaren Bächlein und Seen, mit schattigen, geheimnisvollen Hainen und wunderbaren, marmorenen Tempeln?“

Ich denke: wir müssen und dürfen diese Führer sein, und dazu müssen wir vor allem den Weg kennen, d. h. ihn selbst einmal gehen. Wir dürfen nicht beim guten Willen für die Sache Halt machen und so die gleichen Unterlassungssünden begehen, die an uns begangen worden sind. Von jedem Lehrer, unterrichte er auf der unteren, mittleren oder

oberen Stufe, verlangt man eine allgemeine Bildung. Wo aber wurden wir in die Meisterwerke, in die Forderungen und Probleme der Kunst eingeführt? Eine zielbewusste Kunsterziehung der Lehrer muss darum an die Spitze aller Reformen gestellt werden.

Wie erreichen wir aber dieses Ziel, dass wir auch auf diesem Gebiete des Fortschritts unserer Aufgabe in der Schule gerecht zu werden vermögen?

Ich denke, vor allem durch eine zielbewusste Ausbildung unseres Auges an Natur und Kunst, also durch das Sichhingeben an das Schauen eines Vorganges in Natur und Leben; wir haben dadurch nebenbei noch das beste Gegengewicht gegen das Übermass des Denkens, das unser Beruf mit sich bringt. Wir müssen Jagd machen auf Formen und Farben, auf Bewegungen, auf Licht und Schatten, und Welch ein Reich der wunderbarsten Effekte tut sich da vor unserem Auge auf. Dass der Sinn für feine malerische Wirkungen wirklich der Pflege bedarf, zeigte sich mir in auffallender Weise beim Theaterbrand vom 7. Oktober vergangenen Jahres. Da drückten sich die Leute herum, um ja da und dort das Feuer am besten zu beobachten; an den Orten aber, von denen aus man die schönsten Aspekte geniessen konnte, waren nur Vorbeieilende zu sehen. Und gerade in jener Nacht trug die Jagd nach Farbeneffekten ungemein viel ab.

Böcklin äusserte sich einmal über das Studieren der Natur: Oft geht man in der Natur zwischen Steinen, Bäumen und Büschen umher, ohne etwas zu finden, was wert wäre, gezeichnet zu werden, und plötzlich wird man durch eine Kleinigkeit (einen Busch, der gegen die Luft steht oder dgl.) überrascht. Wenn man sich dann fragt: Woher kommt es, dass man sich hier sagen muss: Das ist so schön, wie man es sich zum Bilde nur wünschen kann, so wird man durch die Lösung einer solchen Frage mehr lernen, als durch vieles Studienzeichnen.“ Dieser Ausspruch des Mannes, der im Sehen die höchste Virtuosität entwickelt hat, ist ein Fingerzeig für alle und zugleich ein Trost für diejenigen, denen wegen Vernachlässigung der manuellen Fertigkeit die eigene künstlerisch dilettantische Betätigung versagt ist.

Wir sollen unser Auge bilden und unsere Ideale beleben an dem goldenen Baum der Kunst, der uns in den grossen Werken der Meister aller Zeiten seine Früchte bietet. Wir müssen mehr Fühlung gewinnen mit unseren Kunstsammlungen, deren grosser Reichtum sich eben nur demjenigen erschliesst, der ihnen etwas mehr Zeit widmet, als nur ein flüchtiger Gang durch sie erfordert. Natürlich muss eine solche Einführung

durch einen Fachmann erfolgen, der uns in Einzeldarstellungen (nicht in einer zusammenhängenden Kunstgeschichte) in das Wesen einer bestimmten Technik (z. B. des Holzschnittes oder Kupferstiches) oder einer wichtigen Periode einführt.

Und dann das Reisen! Das ist, wie Goethe sagt, einfach „unschätzbar; denn es belebt, berichtigt, belehrt und bildet“. Und Markwart stellte in seinem Vortrag am Lehrertag in Zürich das Reisen und die Kenntnis der Kunst für den Lehrer der Geschichte an den oberen Schulen mit Recht als unerlässliche Forderung auf. Wie kommt man da von einer solchen Fahrt nach Paris oder München, nach den Niederlanden oder Italien innerlich reich an edlem Gewinn und bildenden Eindrücken wieder nach Hause. Und ich habe es wirklich noch niemand bereuen sehen, dass er seine Ersparnisse auf diese Weise angelegt hat.

Auch unser Geschichtsunterricht leidet noch an einer bedauerlichen Einseitigkeit. Von den „männermordenden“, grausamen Kriegen, von den Griechen an bis auf unsere Zeit, muss die Jugend zu erzählen wissen; aber von ihrer hehren Kunst und Bauart, von ihren Säulenordnungen, denen wir seit ihrer Neubelebung durch die Renaissance an unseren Bauten zu Stadt und Land auf Schritt und Tritt begegnen, von dem hört man in der Schule nichts, wenn man nicht zufällig zu einem Lehrer kommt, der vom heiligen Feuer, vom sacro fuoco für die Kunst erfüllt ist. Ich hatte dieses Glück nicht, und als ich nach vierzehnjähriger Schulbildung in meinem zwanzigsten Jahre in den Schuldienst trat, da wusste ich vom Stil gerade soviel, dass der Kölner Dom gotisch sei; aber warum er dies sei, und warum er kein griechischer Tempel sein könnte, das hatte mir niemand gesagt. Vom romanischen, Renaissance- oder Barockstil und den schönsten Gebäuden dieser Perioden in unserer nächsten Umgebung hatte man nie ein Wort verloren, und auf die Frage über St. Peter in Rom, dem grossartigsten Bau der Christenheit, hätte ich auch, gleich jenem Abiturienten, nur die schnöde Antwort bereit gehabt, dass er aus erbetteltem Gelde aufgebaut worden sei. Damals ist mir diese klaffende Lücke in unserer Schulbildung bewusst geworden, und seither habe ich schon oft diese Anklage gegen die Schule erheben hören; — eine Entschuldigung dafür aber gibt es hier nicht. Ist denn die Kriegsgeschichte bildender, und steht sie erzieherisch höher, als die Kenntnis der höchsten Kultur eines Volkes, welche doch in der Kunst zu ihrem edelsten Ausdruck gelangt! Selbstverständlich ist bei diesem Unterrichte das Bild unentbehrlich!

Ferner wäre es sehr wünschbar, wenn dem Lehrer Gelegenheit geboten würde, die jetzt für Schulschmuck in Betracht fallenden Bilder,

also vor allem die Steindrucke aus dem Voigtländer-Teubnerschen Verlage kennen zu lernen, nicht nur in einer Ausstellung, sondern in einer intensiven Einführung durch einen Fachmann, der deren künstlerische Eigenschaften klar zu machen versucht, dass es dem Lehrer möglich ist, sich in sie einzuleben. Dann wird es ihm auch nicht schwer werden, die Wirkung der Bilder auf die Schüler zu beobachten.

Die Ergebnisse des Gesagten lassen sich in einigen Thesen kurz zusammenfassen:

1. In Anbetracht des hohen Erziehungs- und Bildungswertes der bildenden Kunst und der grossen Bewegung, die auch durch unser Land und Volk geht, ist es Pflicht der Schule, die Frage in ihren Bereich zu ziehen und zu prüfen, wie das Verständnis dafür gefördert und der „Kunst-hunger“ mit Gutem gesättigt werden könne.

2. Dazu ist es wünschbar, ja nötig, dass der Lehrer selbst mit der Kunst vertraut werde durch Bildung des Auges in Skizzier- und Malkursen und in der Beobachtung des Natur- und Menschenlebens, durch Vorträge, welche ihm den künstlerischen Gehalt der grossen Meisterwerke und des modernen Wandschmuckes vor Augen führen, durch das Halten von Kunstzeitschriften in Lesezirkeln, durch Reisen und durch moralische Unterstützung der Bewegung, welche das Volk über das Einfach-Schöne in Haus- und Zimmerausstattung und die Erhaltung des Alten und Gediegenen aufklärt.

3. Das Kunstverständnis gründet sich in erster Linie auf eine gesunde, unverdorrene Augensinnlichkeit und Illusionsfähigkeit. Diese soll in der Schule gepflegt und gebildet werden:

- a) durch Modellieren in Plastilin, Holz, Papier, Seife usw., was vorläufig mit dem Handfertigkeitsunterricht am leichtesten verbunden werden könnte;
- b) durch den Zeichenunterricht;
- c) durch Blumenpflege im Schulzimmer und Hofe und gelegentliche Anleitung zum Blumenbinden, ohne dass der weibliche Sinn für das Kleine überwuchert und den Ernst der Schularbeit beeinträchtigt;
- d) durch Ausschmückung der Schulhäuser aller Stufen mit sorgfältig ausgewähltem künstlerischem Wandschmuck;
- e) durch die Ausstattung unserer Lesebücher und Heftumschläge mit einfachen, linearen Motiven, wie sie heute jedes Flugblatt aufweist, das doch nur eine Eintagsfliege ist.
- f) durch Ausbreitung guter und billiger Neudrucke alter Meister unter Jugend und Volk, um den Schund zu bekämpfen.

4. Im Geschichtsunterricht soll von den oberen Klassen der Mittelschulen an von den Hauptwerken der Architektur, Skulptur und Malerei der grossen Kulturepochen ebenso gut gesprochen werden, wie von den Kriegen und Verfassungen; auch sollen die Schüler in die Museen und Sammlungen geführt werden.

5. Beim Bau unserer Schulhäuser sollten mehr als bisher unsere lebenden Künstler zu Rate gezogen werden, und sowohl die Plastik, als auch die Malerei, sollen dabei mehr Verwendung finden.

6. Unseren hinteren Schulhöfen könnte durch einen einfachen Fries oder einen Kreuzgang an der stiefmütterlich behandelten Rückfassade des Schulhauses, sowie auch besonders in Mädchenschulen, durch Schaffung lauschiger Winkel und Plätzchen, ein freundlicherer, intimerer Reiz gegeben werden. Auch wird in unseren Höfen mit einfachem, pflanzlichem Schmuck zu sehr gegeizt. Eine Glycine oder japanische Rebe z. B. beansprucht sehr wenig Platz, kleidet aber eine ganze Wand in freundliches Grün.

7. Die Treppenhäuser und Gänge unserer Schulhäuser erhielten durch eine etwas farbige Bemalung, und die Zimmer durch einen einfachen Fries ein viel gefälligeres, menschenwürdigeres Aussehen. Und wenn einst auch nicht mehr in allen Schulzimmern einer Stadt jener bekannte, stereotype Schrank mehr zu finden ist, sondern nach Form und Farbe sein Gesicht zugunsten der Gesamtwirkung etwa verändert, so werden weder Lehrer, noch Schüler etwas dagegen einwenden.